



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, O. E.: Kursächsische Streifzüge : 3. Sitzenroda. Schilda und das
Schildbürgerbuch

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Kursächsische Streifzüge

Von O. E. Schmidt in Meissen

3. Sizenroda. Schilda und das Schildbürgerbuch



Als wir im Juli auf den Spuren Karls V. von Strehla hernach Schirmenitz niedersteigend immer wieder den dunkeln Waldgürtel erblickten, der sich vom Lauf der Elbe westwärts zur kleinern Schwester des Stroms, zur Mulde, hinüberzieht, ergriff uns das Verlangen, auch dieses Gelände zu durchstreifen. Es liegt jetzt weit abseits vom großen Weltgetriebe, aber einst war es der Sitz eines reichen kirchlichen und wirtschaftlichen Lebens und birgt deshalb einen köstlichen Schatz alter kursächsischer Erinnerungen. Vor allem lockte uns ein Name in diese stillen Wälder, mit dem sich seit den Tagen der Kindheit die Vorstellung närrischer Heiterkeit und kerndeutschen Humors verband — Schilda. Wer könnte diesen Namen ohne ein Lächeln aussprechen, wenn er der Zeiten gedenkt, wo er in Sexta oder Quinta die unsterbliche Geschichte von dem dreieckigen, fensterlosen Rathaus, in das das Licht mit Säcken hineingetragen wurde, und andre Schildbürgergeschichten des Lesebuchs mit heller Freude studierte? Ein Zauber ist um so kräftiger, je länger er in unsrer Seele wirkt — und so trieb es uns denn mit magischer Gewalt, zu erkunden, wie es zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in dem berühmten deutschen Abdera aussähe.

An einem wunderbar klaren Septembertage, dessen tiefblauer Himmel allen Reiz des unvergleichlichen Sommers von 1901 noch einmal widerzustrahlen schien, fuhren wir von dem sächsischen Städtchen Dahlen nordwärts der preussischen Grenze entgegen. Unsrer Straße führte an dem vornehmen Dahlemer Schloß vorüber, das einst während der Hubertusbürger Friedensverhandlungen monatelang der Wohnsitz Friedrichs des Großen gewesen war, dann zwischen Wiesen und den hohen grünen Laubwipfeln des Tiergartens dahin und endlich durch Kiefernforsten nach dem alten Dorfe Sizenroda. Dieses liegt inmitten einer großen Waldblöße, die, wie viele andre in dieser Gegend, infolge der deutschen Kolonisation vor acht Jahrhunderten in den einst vom Elbstrom bis zur Mulde reichenden Urwald hineingearbeitet worden ist. Der Name des Orts bedeutet „Rodung der Sizzo,“ aber wir wissen nicht, ob hier zuerst thüringische oder niedersächsische oder flämische Bayern den jungfräulichen Boden bestellten. Inmitten des Orts, auf weitausschauendem Hügel, liegt das einfache, aber schmucke Gotteshaus, ein Neubau vom Jahre 1572 an der Stelle der alten Kirche, aus der wertvolle Holzschneitzwerke, z. B. ein der Jungfrau Maria gewidmeter Flügelaltar und ein großer gekreuzigter

Christus, herübergerettet zu sein scheinen. Auch interessante alte Leichensteine stehen an den Wänden. Der älteste zeigt in durchaus realistischer Auffassung die „Anno 1530 am Tage Michaelis in Christo verschiedene ehrbare und tugetsame Jungfraw Anna von Miltitz, letzte Eptischen des Closters Sizenroda“; ein anderer einen 1623 verstorbenen, in der Rüstung und Feldbinde eines Obersten des Dreißigjährigen Kriegs mit Schnurr- und Knebelbart dargestellten „Herrn von Brederlo aus dem Hause Ehrenberg in Pommern, gewesenen Erbsassen von Tammenhain und Heinersdorf.“ Der Ort Sizenroda war einst viel wichtiger als heute. Er beherbergte ein Cisterzienserkloster „zur Marienpforte,“ wo die unvermählten Töchter des umwohnenden Adels ihre Versorgung fanden. Die Nonnen von Sizenroda waren berühmt durch ihre Heilmittel, die sie aus den Kräutern des Waldes und der Heide herstellten: Markgraf Heinrich der Erlauchte stiftete dem Kloster zwanzig Hufen, weil eine von den Nonnen bereitete Salbe seinen kranken Augen wohlgethan hatte. Die Nähe Wittenbergs bewirkte bei Beginn der Reformation eine sehr schnelle Auflösung des Sizenrodaer Klosters. Schon 1523 heiratete eine der Nonnen den Amtschöffer zu Torgau, und auch die letzte Äbtissin starb 1530 als Protestantin. An die Stelle des verfallenden Klosters, dessen Felder an die Bauern in Erbzinns ausgethan wurden, trat ein geräumiges Jagdschloß, das Kurfürst August von 1564 bis 1570 erbaute, und dessen in zwei und drei Stockwerken übereinander gewölbte Säle und Zimmer Kurfürstin Anna so reichlich ausstattete, daß allein fünf und vierzig Betten zum Inventar gehörten. Nun klang das Hifthorn in den stillen Forsten von Sizenrode. Aber im Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs litt das Schloß durch Blitzschlag und Brände, später wurde es ganz abgetragen. So ist hier nicht nur die klösterliche, sondern auch die kurfürstliche Herrlichkeit bis auf den letzten Stein verschwunden; nur die Stelle, wo einst die kräuterkundigen Nonnen hausten, ist in einem großen ummauerten Garten erkennbar, und der ehemals zum Schloß gehörige Marstall dient jetzt als Oberförsterei.

Es war am Spätnachmittag, als wir von Sizenroda her in das stille Landstädtchen Schilda einfuhren. Ein biederer Schlossermeister, der nebenher das Gastwirts-gewerbe betrieb, gab uns Quartier. Wir eilten aber bald wieder fort, die Merkwürdigkeiten Schildas zu betrachten. Der Ort ist sehr alt: schon 1170 hat ihn Markgraf Debo von der Lausitz, ein Sohn Konrads des Großen, im Walde „Stoldoch,“ von dem Schilda seinen Namen hat, gegründet, aber von Altertümern ist kaum noch eine Spur zu entdecken: das Kloster haben die Hussiten vernichtet, die Stadt selbst aber ist im Dreißigjährigen Kriege fast ganz zu Grunde gegangen. So kommt es, daß die ältern Bürgerhäuser fast alle das hohe Mansardendach zeigen, das in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts aufkam. Außer der Hausthür hat jedes größere Grundstück eine geräumige, bogenförmig gebaute Einfahrt in einen mit Ställen und Scheunen ausgestatteten Hof. Denn auch auf die Schildbürger paßt Goethes:

Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!

Eins von diesen stattlichen Gehöften in der Nähe des Markts betrachteten wir mit besondrer Ehrfurcht: es ist das Geburtshaus Reichhardts von Gneisenau, des größten Feldherrn der Freiheitskriege. Keine Inschrift erinnert an den stolzen Ruhm des behäbigen Hauses; vielmehr macht es eine über dem Thürstein eingemeißelte Trinkkanne als ehemaliges Wirtshaus kenntlich. Aber in der Puzstube, die zugleich als das Geburtszimmer gilt, zeigte uns die freundliche Besitzerin ein großes Bild des Gewaltigen. Wie aber kommt Gneisenau unter die Schildbürger? Sie können sich leider nicht rühmen, daß er mit Fleisch und Blut einer der ihrigen sei — nur zufällig hat sich das Stück Soldatenroman, als das uns Gneisenaus Geburt erscheint, in Schilda abgespielt. Gneisenaus Vater stand als sächsischer Artillerieleutnant im Herbst 1760 bei der Reichsarmee in Wittenberg und hatte seine Frau, eine Tochter des Würzburgischen Oberstleutnants Müller, die ihrer Niederkunft entgegen sah, um sie von den Kriegsunruhen fernzuhalten, in dem besten Gasthof des Städtchens Schilda einquartiert. Hier wurde der spätere preußische Feldmarschall am 27. Oktober 1760 geboren. Als aber am 3. November Friedrich der Große bei Torgau gesiegt hatte, und infolgedessen die Reichsarmee südwärts retririerte, floh auch die Wöchnerin mit dem Kinde aus ihrem stillen Asyl. Als sie unterwegs mit andern Kranken auf einem Bauernwagen liegend die Besinnung verloren hatte, fiel das Kind vom Wagen; ein Grenadier hob es auf und brachte es am andern Tage der geängstigten Mutter wieder. Doch diese verfiel infolge der Aufregung und Erkältung in Fieber und starb bald darauf im Winterquartier des Gatten bei Hof. Nun wurde das Kind einer Soldatenfrau übergeben und wuchs mitten im Getümmel und unter den Entbehrungen des Kriegs seiner großen Zukunft entgegen. So war also Gneisenau nur in der ersten Woche seines Lebens ein Gast der Schildaer: trotzdem gehn sie damit um, ihm auf dem Markt ein bescheidenes Denkmal zu setzen.

Von den öffentlichen Gebäuden Schildas fällt am meisten das turmgekrönte Rathaus auf. Man kann es nicht ohne ein Lächeln betrachten: denn seine zahlreichen, über Gebühr großen Fenster machen den Eindruck, als hätten die Schildaer durch diesen Bau die alte Legende vom fensterlosen Rathaus gründlichst zerstören wollen. Eine sonderbare Geschmacklosigkeit begegnet auch bei der Kirche: das ursprünglich gotische Gotteshaus ist in der plattesten Renaissance erneuert worden. Schön dagegen ist die Lage der Kirche; sie ist, wie die von Sigynroda, auf einem Hügel erbaut, von dem aus wir im Scheine der untergehenden Sonne ringsum die von Rindern belebten grünen Auen sahen, über die sich die Stadt auf einem kleinen Plateau erhebt, und darüber hinaus dunkle Waldstreifen. Während des Abends besuchten wir die altväterischen Schenken der Stadt, um dem genius loci zu lauschen. Aber offen gestanden, es ging in Schilda am Bierisch nicht viel anders zu als in andern weltentrückten Kleinstädten. Nur in unserm eignen Gasthaus, wo sich das Gespräch um eine Mordthat drehte, verstieg sich der Wirt bei der Aburteilung über die Schuldfrage zu dem seltsamen Ausspruch: „Die de morden, doochen (taugen) ju nischt, aber die de, die se tot machen, doochen allemal noch nischt.“ Anderswo gestand uns ein alter Herr, es sei doch ein eigen Ding, ein

Schildaer zu sein. Sie beobachteten gelegentlich selbst, ob etwa bei ihnen Dinge vorkämen, die sonderbar wären. Er könne sich aber nur auf ein Vorkommnis derart besinnen. Vor fast fünfzig Jahren, als noch der Gemeindegirte jeden Morgen die sämtlichen Kühe der Stadt auf die gemeinsame Weide trieb, sei die Straße wegen Beschleusung aufgerissen und nur ein ganz schmaler Pfad für das Rindvieh vorhanden gewesen. Die Kühe seien ihn auch sitzsam gewandelt, aber der „Brummochse“ habe versucht, über das Brunnenhaus hinwegzuklettern und sei dabei mit dem Hinterteil so tief in den Brunnen hineingerutscht, daß ihn die zusammengeströmten Bürger mit Seilen hätten herausziehen müssen.

Doch genug der Kurzweil. Der wissenschaftliche Ernst in uns fragt schon längst: Sind wir denn aber auch in Schilda, d. h. in dem Schilda, das dem Verfasser des Schildbürgerbuchs vorschwebte? Das ist durchaus nicht unbestritten. Schon der gelehrte Polyhistor und Rektor der Kreuzschule in Dresden, Schöttgen, ließ im Jahre 1747 unter dem Pseudonym Johann Christoph Langner, Juris Practicus, eine „Verteidigung der Stadt Schilda wider die gemeinen, doch ungebührlichen Auflagen“ erscheinen, in der er darlegt, daß der Verfasser des Schildbürgerbuchs „diese Begebenheiten aus andern Büchern“ genommen und der Stadt Schilda „alle zusammen angeichtet hat,“ ferner „daß die im Schildbürgerbuch angegebnen Hiftörchen nicht in Meißen, sondern — wenn überhaupt irgendwo — in Schwaben, Elsaß oder Schweiz oder da herum vorgegangen sein mögen.“ Diese Ansicht hat neuerdings Eduard Schröder, besonders durch den Hinweis auf die oberdeutschen Wortformen des Buchs, wieder aufgenommen. Leo Arbusow aber glaubt gar, die Heimat der Schildbürger in Livland suchen zu müssen. Alle diese Ansichten sind widerlegt worden durch das vortreffliche und gründliche Buch von Ernst Jeep,^{*)} der, wenn ihm auch einige zu weit gehende Behauptungen und unsichere Schlussfolgerungen mit unterlaufen, doch den meines Erachtens unwiderleglichen Beweis geführt hat, daß der Verfasser des Schildbürgerbuchs wirklich das alte kursächsische, südlich von Torgau liegende Schilda gemeint habe und selbst ein Obersächse, oder wie man zu jener Zeit sagte, ein Meißner gewesen sei. Die oberdeutschen Wortformen erklären sich ganz einfach daraus, daß der Verfasser seine Geschichten größtenteils aus oberdeutschen Schwanksammlungen entnommen hat. Vor allem aber ist der Titel der Originalausgabe vom Jahre 1597 — die nicht mehr vorhanden zu sein scheint — zu beachten: Die Schiltbürger. Wunderselzame, Abentheuerliche unehörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten der Schiltbürger in Misnopotamia durch M. Aleph, Beth, Gimmel (Frankfurt, Paul Brachfeld, 1597, 8). In der Ausgabe von 1598 kommt dazu noch die Angabe: „Gedruckt in Verlegung des Authoris in der Festung Misnopotamia.“ In diesem Namen kann schlechterdings nichts andres stecken als ein Hinweis auf Meißen = Misnia, und zwar speziell auf das „Meißner Flußland,“ das Gebiet zwischen Schwarzer Elster, Elbe und Mulde, in dem unser Schilda liegt. Wenn man

^{*)} Ernst Jeep, Hans Friedrich von Schönberg, der Verfasser des Schildbürgerbuchs und des Willenwertreibers, Wolfenbüttel, 1890.

ferner im Schildbürgerbuche Kapitel 1 liest: „das ire erste Voreltern aus Griechenlandt herkommen und von der weisen Meistern einem erbahren sein,“ und wenn man dazu die etymologischen Spielereien des Melanchthon, Albinus und anderer meißnischen Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts kennt, die die *Myzni* den griechischen *Myzi* gleichsetzen, so kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß wirklich das kurfürstliche Städtlein Schilda als Schauplatz der Schildbürgergeschichte gedacht sei.

Aber Seep geht noch weiter. Er glaubt auch den Verfasser des Buches lebhaftig ermittelt zu haben und zwar in der Person des Johann Friedrich von Schönberg auf Falkenberg, der 1597, als das Buch zuerst erschien, kurfürstlich sächsischer Rat, Hofrichter und Hauptmann zu Wittenberg gewesen ist. Der ersten Ausgabe des Schildbürgerbuchs geht nämlich noch eine unter dem Titel: „Das Lalebuch“ (von *λαλεῖν* schwätzen, närrisch sein) aus dem Jahre 1597 voraus, die gleichen Verfassers mit dem Schildbürgerbuch sich hauptsächlich dadurch von ihm unterscheidet, daß die Geschichten noch nicht auf Schilda, sondern auf das fiktive „Lalenburg“ lokalisiert erscheinen. Andererseits folgten auf das Schildbürgerbuch mehrere erweiterte Ausgaben, die aber auch von demselben Verfasser herrühren: 1603 erschien in Frankfurt der „Grillenvertreiber,“ der im ersten Teile das Schildbürgerbuch enthält, im zweiten eine Fortsetzung dazu, die „Calcuttischen Geschichten“; dazu kam im Jahre 1605 ein drittes Buch unter dem Titel: „Hummeln.“ Während sich nun der Verfasser auf dem Titel des Lalenbuchs mit sämtlichen Buchstaben des deutschen Alphabets, auf dem des Schildbürgerbuchs mit dem hebräischen *Abc* und außerdem als „der Festung Ppsilonburger Amptmann“ bezeichnet, lüftet er den Schleier seiner Pseudonymität im „Grillenvertreiber“ und in den „Hummeln“ soweit, daß er sich als Conradum Agyrta von Bellemont bekennt. Die Anfangsbuchstaben der drei Namen machen wieder das *Abc* aus, ja die beiden Vornamen scheinen zu diesem Zwecke gewählt zu sein (*Agyrta* = *ἀγύρτης* Gaukler). Aber in Bellemont steckt doch höchstwahrscheinlich der Geschlechtsname derer von Schönberg. Zum Überflusse hat sich in diesem Geschlechte selbst eine natürlich aus der Renaissancezeit stammende Tradition erhalten, daß es von den Herren von Bellemont abstamme. Selbstverständlich kann für die Autorschaft des genannten Schönberg kein mathematischer Beweis geführt werden, aber soviel wird man Seep zugeben müssen, daß sich unter dem „der Festung Ppsilonburger Amptmann Conrad Agyrta von Bellemont“ recht wohl „der Festung Wittenberg Hauptmann und Hofrichter Johann Friedrich von Schönberg“ verbergen kann.

Seeps Hypothese wird aber noch viel wahrscheinlicher, wenn wir kurz das Leben und Wesen dieses Schönberg betrachten. Er war am 28. Februar 1543 zu Sigenroda bei Schilda geboren als Sohn Heinrichs von Schönberg, der „dreyer Churfürsten zu Sachsen bestalter Rath, Hoffmarschalch und Rittmeister“ gewesen war, und der Dorothea von Hopfgarten. Seit 1553 auf der Fürstenschule zu Grimma gebildet, wurde er 1562 in Wittenberg immatrikuliert. Nach vollendetem Studium ging er auf Reisen, stand vom Januar 1570 bis 1571 im Dienste des Kurfürsten Joachims II. von Brandenburg und lebte dann sechs

Jahre lang auf seinen Gütern oder auf Reisen, bis ihn Kurfürst August von Sachsen 1577 als Assessor beim Hofgerichte in Wittenberg anstellte. Im Jahre 1580 wurde er mit Hans Böser auf Preßsch zum „stets währenden Kommissarius“ der Universität ernannt. Als solcher kam er mit den Professoren in dauernde Berührung; sicherlich war ihm z. B. auch Albinus, der oben genannte Verfasser der Land- und Berg-Chronika, der bis 1580 in Wittenberg dozierte, persönlich bekannt. Im Jahre 1586 avancierte Schönberg zum Vizehofrichter, 1590, unter der Regierung Christians I. (1586 bis 1591), zum Hofrichter. Nach dessen frühem Tode wurde bei der Unmündigkeit Christians II. (1591 bis 1611) der starre lutheranische Friedrich Wilhelm von Weimar Administrator des Kurfürstentums. Dieser ernannte ihn zum Hauptmann der Kurstadt Wittenberg und der Ämter Belzig, Gommern und Elbenau. Im Oktober 1591 ist er Mitglied des Ausschusses der Ritterschaft, der vom Administrator die Absetzung des Kanzlers Krell und die Einberufung eines Landtags fordert. Diesem im Februar und März 1592 in Torgau abgehaltenen Landtage hat er beigewohnt, hat auch zu den Visitatoren gehört, die gegen den Kryptoalvinismus vorgehn sollten, und ist am 29. März 1593 zu einem der Direktoren gewählt worden, die den Prozeß gegen Krell führen sollten. Als solcher hat er auch am 10. April 1595 mit Hans Böser gegen Krells Beschwerden protestiert. In seinem Alter litt er an Chiragra und Podagra und zog sich deshalb 1613 auf sein Gut Falkenberg zurück, wo er am 24. März 1614 starb.

Wie kam dieser Mann dazu, das Schildbürgerbuch zu schreiben und unter einem Pseudonym zu veröffentlichen, das aber doch, wenigstens für die ihm Nächstehenden, durchsichtig genug war? Die Antwort auf diese Frage ist nicht so einfach zu geben, auch Seep, so große Verdienste er sich um diesen ganzen Stoff erworben hat, hat doch diese Antwort nicht in allen Stücken richtig formuliert. Denken wir uns den Wittenberger Hofrichter und Universitätskommissar inmitten der teils höfischen, teils juristisch-bureaucratischen, teils akademischen Gesellschaft, die ihn umgab, als launigen Erzähler und Hörer kurzweiliger Geschichten, so verstehen wir ohne weiteres, wie ein solcher Mann seine Freude daran haben konnte, dergleichen zu lesen, zu sammeln und herauszugeben. Wir finden also im Schildbürgerbuche zunächst eine ähnliche Sammlung von Schwänken, wie sie in andern Litteraturwerken dieser Zeit vorliegen; vergleicht doch der Verfasser im Salebuch Blatt 2a selbst seine Schriftstellerei mit den „groben Zotten im Rollwagen, Gartengesellschaft, Cento Novella, Ragipori und andern unreinen Scribenten, welche wol aufschneidens bedürfften.“ In der That hat er aus diesen und andern Schwanksammlungen volkstümlicher wie humanistischer Art geschöpft. So ist z. B. die Geschichte, wie ein Schildbürger seines Pferdes schonet, aus Freys „Gartengesellschaft“ (Frankfurt, 1590) übernommen; die reizende Erzählung, wie die Schildbürger „einen unschulldigen, armen Krebs,“ der sich zu ihnen verirrt, erst als einen Schneidergesellen ansehen, ihn deshalb auf ein Stück Ländisch Tuch setzen und dieses nach seinen Kreuz- und Querzügen zerschneiden, dann aber, weil er einen Schildbürger mit der Schere gezwickt, durch peinlich Gericht zum Tode des

Ertrinkens verurteilen, ist im Kerne aus Kirchofs „Wendunmuth“ entnommen, einzelne Züge dazu aus Hans Sachs und Fischart. Andre Geschichten des „Schildbürgerbuchs,“ sowie des „Grillenvertreibers“ und der „Hummeln“ stammen aus Bebel's „Facetiae“ (Tübingen, 1561) und dem „Grobianus“ von Kaspar Scheit (Worms, 1551). Wieder andre Geschichten und Wendungen hat der Verfasser aus mündlicher Erzählung und eigener Erfindung. Den mittheilsamen Meißnern lag und liegt ja die Lust am Fabulieren tief im Blute, und besonders Wittenberg, wo Professoren und Studenten von allen deutschen Stämmen zusammenströmten und mit den Hofleuten, Beamten und Bürgern der Stadt in lustiger Plauderei zusammensaßen, war der rechte Ort für eine solche Schwanksammlung. So ist es fast selbstverständlich, daß im Schildbürgerbuche eine aus höfischer Narretei, akademisch-humanistischem Witz und Kanzleihumor gemischte Geistesart ihr Wesen treibt; es ist für uns in dieser hundertsten in Kursachsen bei Bier und Wein beliebten Unterhaltungsstoffs.

Aber der Wittenberger Amtshauptmann und Hofrichter ist doch kein bloßer Anekdotensammler; eine solche Thätigkeit wäre zu gering für seine Stellung und für die starke Persönlichkeit des Mannes. Er hat die einzelnen Geschichten nach einem gewissen Plane geordnet und verbunden, ihre Träger zu einer bürgerlichen Gemeinschaft zusammengefaßt und so ein Gebilde geschaffen, das, wenn auch nicht alle Glieder streng zum Ganzen streben, und wenn auch die Komposition nur sehr locker Art ist, doch in vielen Stücken an einen Roman erinnert. Aus diesem Roman tönt aber nicht nur das harmlose Lachen des lustigen Erzählers, sondern auch der boshafte Spott eines Mannes, der verletzen will. Namentlich in den die Schildbürgergeschichten einleitenden Betrachtungen und in alledem, was der Verfasser zu den anderwärts überlieferten Geschichten hinzugethan hat, in der Verschärfung und Verpfefferung einzelner Ausdrücke und Wendungen zeigt sich, wie Seep treffend nachweist, die Geißel des Satirikers. Diese Satire entspringt zunächst dem geistig-ästhetischen Gegensatz, der zwischen dem ganzen Lebensmilieu des Verfassers und den elbländischen Kleinstädtern besteht. Schönberg lebt in Wittenberg, zeitweise auch in Torgau, den verhältnismäßig großen und eleganten Residenzen Kursachsens, den Sammelpunkten wirtschaftlichen und geistigen Verkehrs; er sonnt sich im Glanze höfischer Feste, er ist der gefeierte Mäcen der Universität, er wohnt in einem mit allen Erzeugnissen des hochentwickelten Kunsthandwerks ausgestaffierten Hause, er geht im sammet- und seidestrogenden Herrengewande einher — welcher Gegensatz zu den in der Kultur zurückgebliebenen, in den Woll- oder Leinenkittel des Bauern gekleideten, oft auch in Unbildung verkommenen Kleinstädtern! Wenn er oder einer seinesgleichen von Wittenberg oder Torgau nach Dommitzsch oder nach Belgern oder nach Schilda kam, so war es ihm wie dem Stadtrömer, den der Zufall einmal nach der altväterischen Volksfeststadt Sora am Rande der Abbruzzen oder wie Walthar von der Vogelweide, wenn ihn ein böses Geschick aus den fetten Abteien an der Donau oder von dem üppigen Hofe zu Wien einmal in das armselige, von sandigem Kiefernwalde umgebene Kloster Dobrilugk geführt hatte. Dieser geistig-ästhetische

Gegensatz forderte seinen Spott heraus. Und so sind denn die Valenburger in der ersten Ausgabe des satirischen Romans nichts als der ins Lächerliche gezogene Typus des Kleinstädters im Meißner Mesopotamien. Erst die zweite Ausgabe des Werks ist nach Schilda lokalisiert. Der Zweck dieser genauern Lokalisierung ist sicherlich kein anderer als der, die Wirkung der Satire noch zu verstärken. Als geborner Sizenrodaer kannte Schönberg die benachbarten Schildaer von Jugend auf. Schilda war wohl auch von allen den untermeißnischen Nestern das ärmlichste und erbärmlichste; die Schildaer erweckten wohl schon, wenn sie mit ihrem Honig oder ihrem Holze oder mit Eiern und Butter auf dem Torgauer Markt erschienen, durch Wesen und Kleidung das Gespött der Stadtbürger; das mitten im Walde liegende Städtchen erschien ihnen als ein trostloser Wohnsitz der „Hinterwäldler,“ als der Ort, „wo die Füchse sich gute Nacht sagten.“ So sind denn auch in unserm Buche alle Mittel angewandt, im Leser eine Art von ästhetischem Ekel vor den Schildbürgern zu erwecken. Drum spielen Hunde und Schweine, Dreck und Mist eine große Rolle in Schilda, sogar beim Empfange des Kaisers. Als ihn der Schultheiß erblickte, sprang er, auch übrigens in ganz vernachlässigtem Aufzuge „auff den Mist, den Keyser desto förmlicher und gestätlicher zu empfangen.“ Des Kaisers Sohn möchte der Schultheiß mit des Sauhirten Tochter verheiraten, zu deren Preise angeführt wird, „wie sie alle Morgen im Dreck bis über die Knie steht und arbeitet.“ Ganz besonders aber wird die ganze unsaubere, bäurisch derbe Lebensweise der Schildbürger durchgehohlet in den Kapiteln: „Wie der Schultheiß zu Schilda ins Bad gieng“ — die Stadt, die darin ohne weitem Zusatz genannt ist, ist ohne Zweifel Torgau —, ferner „Wie der Schultheiß seiner Schultheißin einen neuen Belz kramet“ und „Wie die Frau Schultheißin mit ihrem neuen Belz zur Kirchen pranget.“ Dazu sind die Schildaer so dumm, daß sie auch als privilegierte Narren doch über sich selbst Bedenken haben; sie nennen sich Seite 39 selbst „doppelte Zwelffesel,“ und als einer unter ihnen die Ursache der im Rathhaus herrschenden Finsternis endlich bemerkt, ruft er: „Na, sind wir aber nicht gedippeldoppelborte Narrn, ich frage euch alle darumb.“ Die Schildbürger sind nicht imstande, auch nur zwei aufeinander gereimte Verszeilen zu merken (S. 90 f.), sie können nicht schreiben und lesen, sie entstellen die Fremdwörter, sie stottern (vergl. S. 99), wo der Rat erteilt wird, den Weibern lieber gleich etwas zu kaufen, als ihnen etwas zu versprechen, und es dann heißt: „Dann sie haben ein sehr gu gu gute Gedächtnuß: wie jener Schiltbürger, welcher begert Schreiber zu werden, kondte doch weder schreiben noch lesen, sondern sagt, er hette ein sehr gutes Memorium (memoriam) oder Gedächtnuß. Aber verzeihet mir jhr lieben Schiltbürger, ich hab den Hu hu husten und fahret im lesen fort.“ Hier wie in dem obengenannten Kapitel vom badenden Schultheißern schillern wohl wirkliche Erlebnisse, die Schildbürgern in Torgau und Wittenberg zugestoßen waren, durch; vermutlich hatte sich einmal ein ungebildetes, stotterndes Schildaer Stadtkind dem Herrn Hofrichter zu Wittenberg als Schreiber angetragen, oder er hatte bei einer Gerichtsverhandlung mit einem Schildaer Schultheißern zu thun gehabt, der nicht wohl schreiben und lesen konnte.

Hier fragt man billigerweise, ob es denn wirklich so schweren Geschüzes bedurfte, um den geistig-ästhetischen Gegensatz, der zwischen dem Verfasser und den Verspotteten besteht, zum Ausdruck zu bringen. Hier und an andern Stellen, die in ihrer Verbtheit nicht wiederzugeben sind, steigert sich der Spott zum Hohn, ja fast zum Hass. Das hat Teep zum erstenmal richtig hervorgehoben, und er glaubt auch die Ursache dazu gefunden zu haben. Nach seiner Ansicht (S. 63 f.) war Schönberg im Jahre 1592 Mitglied der Visitationskommission, die den Kryptokalvinismus beseitigen sollte; dabei erlitt er von der „Selbstüberhebung der obstinaten Schildaer Bürger“ eine Kränkung und rächte sich dafür durch eine satirische Schrift. Hier ist der Punkt, wo ich von Teep abweichen zu müssen glaube. Meiner Ansicht nach war Schönberg nicht der Angegriffne, sondern der Angreifer, ebenso waren nicht an erster Stelle religiöse, sondern politisch-soziale Gegensätze die Veranlassung seines Hasses, und dieser richtete sich nicht gegen die Schildaer allein, sondern gegen alle derartigen kursächsischen Kleinstädte. Ein starker Grund dafür liegt schon darin, daß der Verfasser sein Werk zuerst als „Lalebuch“ und auch später im „Grillenvertreiber“ als „Witzenbürgische Geschichten“ publiziert, sodas die Lokalisierung auf Schilda nur eine Episode in diesem Kampfe des adlichen Satirikers gegen das Kleinbürgertum ist. Ferner knüpft doch das Lalebuch seine Erzählungen nicht an die Visitation, sondern an den berühmten Torgauer Landtag von 1592 an, dessen Einberufung Schönberg mit gefordert, und den er auch mit besucht hat. Mit Beziehung darauf heißt es in der Einleitung des Lalebuchs: „Als der große Reichstag [Landtag] zu Uthen in der Haupt-Statt [Torgau] angangen . . . kame auch selbst eigener Person dahin Udeys der Utopische Keyser [der Administrator Friedrich Wilhelm von Weimar] . . . mit jm aber kam auch dahin ein große Meng so wol Edel als Uedel hohes und niedern Standts: und unter denselben war auch ein A a b c d e f usw. [der Verfasser] derwegen mitgeresyet, so wol der Reichsversammlung beizuwohnen [als Mitglied des Ausschusses der sächsischen Stände] als wegen Diensten, damit ich meinem Herrn verpflichtet und verhasstet gewesen“ [als Hofrichter und Amtshauptmann des Administrators].

Die große Angelegenheit aber, die auf dem Torgauer Landtage zu schlichten war, und die etwas Politisches in den satirischen Roman Schönbergs hineingetragen hat, ist nur zum Scheine die Reinigung Sachsens von der kalvinischen Lehre, in Wahrheit die Wiederaufrichtung des Regiments der adlichen Stände im Gegensatz zu den absolutistischen Bestrebungen des Kanzlers Krell. In Sachsen war wie anderwärts beim Ausgang des Mittelalters die fürstliche Macht durch die Mitregierung der adlichen Stände beschränkt gewesen. Die staatliche Entwicklung aber pflegt vom ständisch beschränkten Fürstentum zum Absolutismus und von da zum Konstitutionalismus zu führen. In Sachsen hat sich dieser Prozeß gemäß dem hohen Stande der Volksbildung und der Volkswirtschaft eher angesponnen als anderswo, vor allem eher als in Brandenburg, wo er erst mit dem Großen Kurfürsten anhebt. Schon Kurfürst Moriz war seinem Streben nach Absolutist. Wenn er auch, besonders bei Festsetzungen über das religiöse Bekenntnis, den Landtag berief, so machte

er doch seine auswärtige Politik auf eigne Faust, und auch finanziell war er von den Ständen fast unabhängig; auf ihn gehn auch die Anfänge einer bezahlten Beamtenschaft bürgerlicher Abkunft zurück. Sein Bruder und Nachfolger August ließ sich zwar eine gewisse Organisation der Stände und ihre Mitwirkung in Steuerfragen gefallen, doch war seine Regierung im übrigen so persönlich, daß der Adel nur zu Einfluß kam, soweit er sich in des Kurfürsten Dienst bequente. Noch viel schärfer aber trat das Streben nach fürstlichem Absolutismus unter seinem Sohne Christian I. hervor. Dessen Werkzeug, in vieler Hinsicht auch sein Leiter, war Dr. Nicolaus Krell, der Sproß einer Leipziger Juristenfamilie, Sachsens Sully. Er schuf aus der Vereinigung des bisherigen Hofrats mit dem Geheimenrat eine einheitliche Verwaltungsbehörde, die aber streng unter seiner eignen und des Kurfürsten Leitung gehalten wurde; er beseitigte die Verpflichtung der Geistlichen auf die Konkordienformel, die trotz ihres schönen Namens eine Verständigung mit den Reformierten verhindert hatte, verbot alles dogmatische Gezänk und machte Kursachsen durch Anbahnung eines Bündnisses mit Brandenburg, Kurpfalz, Hessen, Heinrich IV. von Frankreich und Elisabeth von England u. a. zum Mittelpunkt einer großartigen, der katholischen Reaktion entgegenwirkenden europäischen Politik. Der sächsische Adel, der sich bis auf wenige Vertraute des bürgerlichen Kanzlers beiseite geschoben sah, war über diese Entwicklung im höchsten Grade aufgebracht. Da starb plötzlich am 25. September 1591 der erst einunddreißig Jahre alte Kurfürst und hinterließ die Vormundschaft über seinen achtjährigen Sohn Christian II. dem streng lutherischen Friedrich Wilhelm von Weimar. Noch waren die Bestattungsfeierlichkeiten nicht vorüber, da forderte schon der Ausschuß der Ritterschaft, zu dem unser Schönberg gehörte, die Absetzung Krells, den Prozeß gegen ihn und die Berufung der zurückgedrängten Stände nach Torgau. Am 23. Oktober wurde Krell verhaftet, und es folgte nun seine furchtbare, zehnjährige Kerkerhaft und der bekannte skandalöse Prozeß. Seine von blindem Hass vorwärts getriebnen adlichen Gegner konnten ihm keine andre Schuld nachweisen als den großen Einfluß, den er auf seinen Kurfürsten geübt hatte; sie thaten es in ihrer Weise: „Daß er dem Kurfürsten zu Änderung des Regiments und Religion, auch zur Hilfe nach Frankreich geraten habe, dadurch der Kurfürst in schwere Sorge, Mühe und Bekümmernis geziehen und sich auch oft über solche Sachen, die ihm gemeinlich vor oder über der Mahlzeit und besonders zur Unzeit vorgebracht, erzürnet, in Grimm und Zorn darauf gegessen und getrunken, ja wider den Kaiser verhetzt und der Kurfürst dadurch in solche Betrübniß und Schwermut gekommen, daß er daran gestorben.“

Es sind jetzt gerade dreihundert Jahre her, daß Krell, der letzte große Staatsmann, den Sachsen gehabt hat, auf dem Dresdner Neumarkte unter dem Beile des Henkers verblutete (am 9. Oktober 1601). Zu den Direktoren seines Prozesses und damit zu den eifrigsten Verfechtern der Vorrechte des Adels gehörte der Wittenberger Hofrichter von Schönberg. Eine besondere Veranlassung zum Hass gegen Krell lag für ihn wohl in einem Mandat Christians I. vom 24. August 1588 (Codex Aug. I, S. 1346), worin gerügt

wird, „daß die Studiosi oftmahls in die Schranken in der Hof-Gerichts-Stube, do zu Recht verfaßt wird, dringen, in den Akten blettern und sich wohl begeben haben soll, daß unversehens Vollmachten daraus verlohren gegangen sein; daß sich ferner die Assessores vom Adell bishero auf die bestimmte Hofgerichts Termin nicht zu rechter Zeit, auch wohl gar nicht eingestallt haben, daraus denn erfolget, daß zur Zeit, da der Vice-Hofrichter allein zur stete gewesen, die Publikation der Urthell eingestellet worden.“ Dieses Mandat enthält natürlich auch eine Nase für den damaligen Vicehofrichter von Schönberg, mit dem die Studenten so gemüthlich verkehren, und der seinen Assessoren so wenig Respekt einflößt, eine Nase, die doppelt schmerzhaft war, weil sie von dem bürgerlichen Kanzler ausging. Schönbergs und seiner Gefinnungsgenossen politisches Ideal war ein aus der Gemeinschaft der adlichen Guts-herrschaften bestehender Staat, worin die Städte zur Bedeutungslosigkeit, die Bauern zur Erbunterthänigkeit herabgedrückt waren. Bezüglich der größern Städte wie Leipzig, Dresden, Freiberg, Wittenberg, Torgau ließ sich dieses Programm nicht mehr durchführen, aber wenigstens die kleinen sollten wieder zur Rechtlosigkeit von Dörfern herabsinken, damit sie ihren Sitz und ihre Stimme im Landtage, der als ein Privilegium des Adels angesehen wurde, verlören. Leuchtet nicht dieses Streben deutlich genug aus der Satire Schönbergs hervor? Gleich das erste Blatt des Schildbürgerbuchs ist dafür beweisend. Schilda war eine schriftsässige und landtagsfähige Stadt; aber auf dem ersten Blatte ist ein sacktragender Bauer, das Käsemesser an der Seite, abgebildet, und dabei stehen die Verse:

Wißt ihr auch wer ich, der ich bin,
 Ich bin ein Mann von hohen Sinn,
 Ich bin groß Hans von großen Linden,
 Und ihu mein Schuh mit Basten binden.
 Der Sack der ist zwar grausam schwer,
 Doch sind mein Gedanken noch viel mehr.
 Drumb weicht, ich trag ein Sack mit Hopff,
 Macht mir nicht unrühig meinen Kopff.

Auch sonst betont der Verfasser immer, daß Schilda, obwohl es sich als Stadt aufspiele, faktisch ein Dorf sei, z. B. Seite 78 läuft einer „nach dem Flecken Schilda (dann nach dem sie angefangen Narrn zu sein, wolten sie ihr Dorff nicht mehr ein Dorff heißen lassen, und warffen den, so er ein Dorff genennet, in Brunnen).“ Der erste Schildbürger, den der Kaiser am Wege trifft, hat in der Hand „ein stück Brot, das war ganz schwarz und grob, von rauhen Kleien gebacken“ und dazu ein Stück Käse, die Nahrung der Bauern. Der Kaiser erhält beim Festessen Weißbrot; „vor der Bawern Ort lage schwarz Brot: Haberstro het es jhnen auch gnug gethan(!). Seite 144 heißt es: „Die Schildbürger hatten einen guten Bürgermut, ob sie schon nur Bawern wahren.“ Seite 175 verkriecht sich der Krebs „gehn Schilde inn das Dorff.“ Jetzt verstehen wir erst, warum in dem Buche so oft betont wird, daß die Schildaer das „gemeine Gut,“ statt es zu mehren, verfressen und verkaufen — es soll dadurch bewiesen werden, daß sie erst recht nicht dazu taugten, des Landes

Geschäfte wahrzunehmen. Drum machen sie auch den dummen Sauhirten zu ihrem Schultheißen! Und welche grausame Ironie liegt darin, daß eben diese armen Thoren, die man der Landtagsfähigkeit berauben will, in unserm Buche von Kaisern und Königen zu Ratgebern begehrt werden, ja daß der Kaiser in Utopien, während er darauf wartet, daß die Stände des Reichs sich versammeln, selbst zu ihnen zieht, zu sehen, wie es mit ihrer Narrheit stehe. „Er lies inen auch darbei anzeigen und vermelden (one zweiffel sie zu versuchen und ob sie recht nervisch sein zuerfahren) er wölle sie bey allen jren von altem hergebrachten Privilegien, Freyheiten und Gnaden nicht nur schirmen und handhaben, sonder auch, wo es die notturst also erfordern thete, noch ferner befreyen unnd begnaden usw.“ Thatsächlich sind später Abgeordnete von Kleinstädten, die ehemals landtagsfähig gewesen waren, vom Landtage in Dresden zurückgewiesen worden. Ein solcher Fall ist für Annaburg (Lochau) aus dem Jahre 1682 bezeugt. Ich möchte vermuten, daß auch schon der durch den Administrator 1592 reaktivierte Landtag versucht hat, die Abgeordneten der kleinern Städte auszuschließen. Es wäre interessant, wenn sich etwas derartiges aus den Landtagsakten nachweisen ließe.

Ich wage nicht zu behaupten, daß Schönberg von Anfang an beabsichtigt hat, eine bosshafte Satire auf die meißnischen Kleinstädter und Hinterwäldler zu schreiben; er hat wohl mit einer Schwanksammlung begonnen. Aber indem er deren Stücke untereinander verknüpfte, und namentlich als er die Einleitung dazu schrieb, gewann zunächst für ihn selbst sein Stoff Beziehung zu den sozialen und politischen Fragen seiner Zeit, wurde die satirische Ader in ihm lebendig und machte aus der Schwanksammlung einen satirischen Roman mit aristokratischer Tendenz. So führt uns denn das Schildbürgerbuch zunächst in die heitere Sphäre elbländischer Bier- und Weingespräche ein, außerdem aber ist es ein interessantes Spiegelbild der geistig-ästhetischen sowie der sozialpolitischen Gegensätze, die gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts das innere Leben Kursachsens beherrschen. Das Schildbürgerbuch wird also künftig nicht mehr als ein Volksbuch — wenigstens nicht seinem Ursprunge nach — gelten können; es stammt vielmehr aus der höhern Gesellschaft und ist nicht nur ein litterarhistorisches, sondern auch ein wichtiges kulturhistorisches Dokument aus der interessanten Zeit, wo eine Adelsrevolution den Absolutismus Christians I. und seines großen Ministers auf Jahrhunderte zu Boden warf. Doch darf man nicht vergessen, daß trotz dieses ernstern Hintergrunds über dem Ganzen etwas von dem unauslöschlichen Gelächter des Hofnarren, etwas vom akademischen Wit und etwas von der Ironie des adlichen Bureaukraten dahinschwebt.

* * *

Es war ein kühler Herbstmorgen, die Sonne stand noch hinter dichten Wolken, als wir Schilda auf der Torgauer Straße verließen. Nach einer halben Stunde standen wir still vor einem wunderbaren Schauspiel. Uns zur Rechten lag der großartige Wasserpiegel des Neumühlenteichs, der sich wegen des Morgennebels in unabsehbare Ferne zu verlieren schien. Ringsum

herrschte die tiefste Einsamkeit, nur die Wildenten schwagten im Röhricht, und die Karpfen schnalzten aus der glatten Fläche, in der sich ein majestätischer Hochwald spiegelte. Da war mirs, als ballten sich die wallenden Nebel zu Schildbürgergestalten; ich sah, wie sie die Rathausglocke in den Kahn trugen, sie im See zu versenken, und wie der Schultheiß einen Kerbschnitt ins Schiffholz machte, die Stelle zu merken. Dabei schaute ihm aus den von Sigenroda herübertreibenden Nebelschleiern das weinrote Gesicht Hans Friedrichs von Schönberg zu und nickte mit boshaftem Schmunzeln. Doch plötzlich änderte sich die Szene: die Schildbürger verwandelten sich in stramme preussische Landwehrleute, der Schultheiß in den Feldwebel — und mit gefälltem Bajonett stürmten sie auf den Sigenrodaer los. Da faßte mich das Grausen: eilig bestieg ich mein Stahlroß und jagte von dannen; aber ein böser Meilenstein, der an der Wegbiegung stand, blüßte mich um Laterne und Bremse.



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (May Allihn)

Zweites Kapitel

Wie Holzweißig in die Bredulje kam



om Kirschberge hinter Holzweißig hat man eine in der ganzen Gegend hochberühmte Aussicht. Wenigstens pflegte der Schulze Böttge, wenn er da oben saß, sein Glas Bier vor sich und sein Bereich unter sich, zu sagen: Kinder, Kinder, thut mir den einzigen Gefallen! giebt's denn was schönres in der Welt? der Wald und die Feldflur und überhaupt die Rübenäcker, und was da drüben der Göddeckenberg ist, wo man einen Kartoffelboden hat wie ausgesucht? — Wer nun auch nicht Landwirt war, der konnte sich doch einer schönen Aussicht in die grüne lachende Gegend freuen. Zunächst auf Holzweißig, das sich an den Fuß des Kirschberges anlehnte, der wiederum ein Abhang des Böhnhardt, eines waldigen Bergrückens war. Holzweißig war ein hübsches Dorf — wie aus einer Schachtel hingebaut. Zu höchst und dem Kirschberge am nächsten stand die Kirche mit ihrem spitzen Turme und der goldnen Wetterfahne. Dann kam, ganz grün bewachsen und zwischen alten Rußbäumen liegend, das Pfarrhaus. Daneben stand frisch angestrichen, nüchtern und zweckbewußt die Schule. Darüber hinaus sah man die gerade Dorfstraße hinunter. Man sah das Spritzenhaus, den Laufbrunnen mit der Tränke, Happichs Gasthaus zum Braunen Bären und rechts und links stattliche Bauernhöfe mit großen Scheunen und kleinen Wohnhäusern. Ganz unten im Dorfe lagen die Schmiede, die Mühle und der Mühlteich, und seitlich davon, umgeben von stattlichen alten Kastanien, der Fronhof. Hier war es umgekehrt wie bei den Bauern, hier waren die Scheune und der Hof klein, und das Wohnhaus groß. Es war ein geräumiges Fachwerkgebäude aus dem siebzehnten Jahrhundert mit altem Schnitzwerk an den Balken, einem kuppelbedeckten Turm vor der Mitte und einem zwei Stockwerke hohen Schieferdache. Rings um das Dorf zog sich eine Trift, ein mit Pflaumenbäumen eingefasteter Grasweg. Darüber hinaus sah man die Aue des